Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, Ernst Johann: Kanonier Radegast : eine Skizze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Für den 19. Juli 1821 war die Krönung des Königs angesetzt. Die Königin erklärte den Ministern, daß sie der Feierlichkeit beiwohnen, und dem Erzbischof von Canterbury, daß sie einige Tage nach der Krönung des Königs auch gekrönt sein wolle. Als sie sich jedoch am Krönungstage nach Westminster begab, wurde sie am Eingang durch Polizeiorgane zurückgewiesen.

Am 30. Juli erkrankte sie im Drurylanetheater nach dem Genuß eines Glases Limonade plötzlich unter höchst bedenklichen Symptomen. Mit den Worten: „Der König hat mich vergiften lassen!" brach sie zusammen. Am 7. August starb sie nach qualvollen Leiden an „Entzündung der Eingeweide," wie das Bulletin der Leibärzte lautete. Ihr letzter Wunsch war, an der Seite ihres heldenmütigen Vaters in der Familiengruft zu Braunschweig beigesetzt zu werden. Eine ungeheure Menschenmasse begleitete den Leichenzug von London nach Harwich an der Meeresküste unter dem wütenden Geschrei: „Die Königin, die ermordete Königin!"

Kanonier Radegast

Eine Skizze von Ernst Johann Groth

Wir gingen dem Kanonier Radegast, der schon zu den altgedienten Leuten gehörte, gern aus dem Wege. Er war ein verschlossener, finstrer Mensch, zeigte sich zu kameradschaftlichen Scherzen nie aufgelegt, sang nie mit, wenn die Leute auf dem Marsche oder in den Kasematten ihre Lieder anstimmten, und ging in freien Stunden immer seine eignen Wege.

Die Kameraden raunten sich heimlich zu, daß Radegast Grund zu diesem scheuen, finstern Wesen hätte. Er stammte aus einem verrufnen Stranddorfe, dessen Bewohner größtenteils von seetriftigem Gute lebten und deshalb keine größere Gnade vom Himmel zu erflehen wußten, als andauernde Nordweststürme. Je mehr Kutter und Schoner, Briggs und Barken auf die gefährliche Sandbank vor dem Ruschwicker Strande geworfen wurden, desto ergiebiger war ihre Ernte. Gewöhnlich wurden die Schiffer der gescheiterten Fahrzeuge gerettet, aber was aus dem Wrack nicht gleich von ihnen mitgenommen wurde, das fiel gewöhnlich in die Hände der beutelustigen Strandbewohner, die heimlich in der nächsten Nacht dem Wrack einen Besuch abzustatten pflegten, es ausplünderten und so zerstörten, daß man schwer feststellen konnte, ob die Brandung oder Stranddiebe den Inhalt weggenommen hätten.

Hin und wieder wurde auch wohl der eine oder der andre bei seiner unberechtigten Bergungsarbeit abgefaßt und bestraft, aber ebenso wenig wie die Leute in Ruschwick das unbefugte Holzholen aus dem Walde für Diebstahl hielten, ebenso wenig erschien ihnen die Ausübung des alten freien Strandrechts als eine Sünde oder gar als ein strafwürdiges Verbrechen.

Einmal aber hatten diese Strandgeier ihre Räuberei denn doch zu weit getrieben. Eine mit Getreide beladne schwedische Bark war in einer stürmischen Nacht auf die Sandbank geraten und war nicht wieder flott zu machen, obgleich der Kapitän die Masten hatte kappen und einen Teil der Ladung über Bord werfen lassen. Das Schiff saß fest, es war nicht mehr zu retten. So begab sich denn der Kapitän, nachdem er einen Mann als Wächter auf der Bark zurückgelassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatte, mit der übrigen Mannschaft an Land, um den nächsten Tag abzuwarten, wo er versuchen wollte, die zurückgelassene Kornladung in Sicherheit zu bringen. Der Sturm legte sich, und mit dem Anbruch des Tags ruderten die Gestrandeten mit geheuerten Fischerbooten an das Wrack. Aber sie fanden weder den Wächter, noch irgend etwas von der Ladung; alle Kornsäcke waren verschwunden. Sie kehrten an den Strand zurück und erhoben ein großes Geschrei, aber die Ruschwicker thaten, als wüßten sie von nichts, standen harmlos an der Thür ihrer Katen, die Hände in den Hosentaschen und die kurze qualmende Pfeife im linken Mundwinkel, ließen die fremden Gäste zetern und brummten höchstens: Bi'n groten Storm is dat nu moal nich anners, doar geiht allens äwer Board.

Aber als einige Stunden darauf die Leiche des Barkwächters an den Strand gespült wurde, und der Kapitän sah, daß der Mann eine verdächtige Wunde am Kopf hatte, wandte er sich an die Behörde. Und nun gab es eine scharfe Untersuchung. Das ganze Dorf wurde abgesperrt, die Beamten gingen aus einer Wohnung in die andre und durchsuchten alle Räume vom Boden bis zum Keller, stöberten in allen Ställen und Schobern herum und drehten die am Strande kieloben liegenden Boote und Kähne um, aber sie fanden nichts. Auch das Verhör der Bewohner war fruchtlos, denn jeder der Männer sagte achselzuckend, die Hände in den Hosentaschen und die kurze qualmende Pfeife im linken Mundwinkel: Bi'n groten Storm is dat nu moal nich anners, doar geiht allens äwer Board. Die Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, und da die Bark gut versichert war, so gab sich der Kapitän zufrieden und reiste mit seinen Leuten nach der Heimat ab.

Einige Tage später bemerkte der Strandvogt, daß sein Hund auf einer Düne an einem Lappen zerrte, den er offenbar nicht losbekommen konnte. Als der Vogt hinzukam und genauer hinsah, erkannte er in dem Lappen den Kopf eines Sackes; er warf den Dünensand beiseite und legte dadurch den obern Teil des Sackes frei. Dann band er ihn auf, griff hinein und holte eine Hand voll Getreide hervor. Hier in den Dünen also war das geraubte Strandgut vergraben. Jetzt kam die Sache vor den Strafrichter. Das ganze Dorf wurde verhaftet, und die meisten Ruschwicker wurden wegen unberechtigter Ausübung des jus litoris hinter Schloß und Riegel gesteckt.

Am meisten belastet war Franz Radegast. Er war in der Nacht zuerst auf das Wrack geklettert, hatte seine Begleiter angefeuert und beim Ausräumen der Bark am meisten mitgewirkt; das war aus den Angaben verschiedner Zeugen ermittelt worden. Aber daß er den Barkwächter niedergeschlagen und über Bord geworfen hätte, konnte nicht erwiesen werden, obgleich ein starker Verdacht auf ihm lastete, denn er war leidenschaftlich, wild und von riesiger Körperkraft. Radegast wanderte mit den meisten Ruschwickern ins Gefängnis, aber da ihm die bürgerlichen Rechte nicht abgesprochen worden waren, so mußte er sich bald nach seiner Freilassung zum Militär stellen und wurde in unser Artillerieregiment gesteckt.

Diese Vorgeschichte des Kanoniers Radegast war den Vorgesetzten und auch den Mannschaften natürlich nicht unbekannt geblieben; er mochte anfangs auch wohl manche anzügliche Redensart zu hören bekommen haben. Aber Radegast ließ sich nichts zu schulden kommen, sein Verhalten in und außer Dienst war tadellos. Die Unteroffiziere, die von der Waterkant stammten und die landläufige Auffassung über das gute alte Strandrecht kannten, bedauerten ihn wohl auch, obgleich sie ihm doch zutrauten, daß er mit der Ruderpinne einem andern eins über den Kopf geben könne. Und die Kameraden hatten zu viel Respekt vor seinen Muskelkräften, als daß sie gewagt hätten, ihn an die Geschichte von der schwedischen Bark zu erinnern.

Radegast gab sich offenbar alle Mühe, seine Bestrafung vergessen zu machen und die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben. Er war immer bei der Sache, faßte schnell auf, hatte ein gutes Gedächtnis und war zuverlässig. Daß er als ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefleischter Strandbewohner während seiner Militärzeit bei der Küstenartillerie auch an den Dünen bleiben konnte und den eigentümlichen Geruch des Wassers, des ausgeworfnen Seetangs und der toten Fische atmen durfte, daß er an schönen Tagen in freien Stunden auf dem warmen Dünensande liegen und dem lustigen, beständig wechselnden Fluge der Möwen über den glitzernden Wellenkämmen zuschauen konnte, das söhnte ihn mit dem eingezwängten Leben der Kaserne und den Anstrengungen des Dienstes wieder aus.

Er war ein ausgezeichneter Schwimmer, kannte immer genau den Pegelstand des Wassers und wußte, wo es am Strande den besten Badegrund gab. Deshalb hatte ihn der Feldwebel dazu bestimmt, jedesmal beim Baden die Signalfahne zu tragen, bis zu der sich die Kanoniere in die See wagen durften. Wenn es zum Baden ging, war Radegast wie verwandelt. Es war dann, als verließen ihn alle bösen Geister der Vergangenheit, als würde sein ganzes Innere frei, als könnte er in den rollenden, sich überschlagenden und schäumenden Wogen alles niederstoßen, erdrücken, erwürgen, was ihm die Freiheit seiner Seele raubte.

Er war immer der erste aus den Kleidern; und wenn dann die Kompagnie am Strande nackt aufmarschiert dastand und der beaufsichtigende Offizier mit dem Heilgehilfen von einem Kanonier zum andern ging und die Leute, die sich angeblich nicht wohl fühlten, abtreten ließ, dann wurde Radegast von Ungeduld und Entrüstung ergriffen, er hätte die wasserscheuen Dünenhasen am liebsten gepackt und weit hinein in die brausenden und zischenden Wellen geworfen.

Er konnte kaum das Signal des Hornisten erwarten, dann aber sprang er, das rote Fähnchen schwenkend, allen voran in die Fluten, und hinter ihm stürzte die hundertköpfige nackte Kompagnie brüllend und tobend wie eine Schar losgelassener Raubtiere. Die vielen nackten Männergestalten in allen Fleischfarben, vom rötlichen Weiß bis zum braunen Ton des Südländers, der im grellen Sonnenlicht gelblich glänzende Dünensand, die sprühenden, grünlich schimmernden Wellen mit ihren schneeweißen Schaumkränzen und darüber der wolkenlose blaue Himmel — das Bild hätte das Auge eines Malers entzücken können.

Da der Strand allmählich abfiel, so mußten die Leute eine Strecke durch flaches Wasser rennen, das ihnen kaum bis an die Kniee reichte. Hierbei warfen sie einen so dichten Gischt und Wasserstaub in die Luft, daß die Sonne darin in allen Regenbogenfarben glänzte und flimmerte und die schimmernden Leiber wie hinter einem Nebelschleier durcheinander wirbelten. Erst wo die Wellen den Leuten bis an den Hals stiegen und sie zum Schwimmen nötigten, kam etwas Ruhe in die aufgeregte Gesellschaft; und man sah dann die hundert schwarzen und blonden Köpfe um das rote Fähnchen des Kanoniers Radegast auf den gleißenden Wellen hin- und herfluten, auf- und niedersteigen, bald nach rechts, bald nach links ziehn, während ein behagliches Grunzen und Prusten von den Badenden herübertönte.

Haben Sie sich die Leute genau angesehen? fragte mich der Offizier, als ich bei diesem Schauspiel zugegen war. Wenn Sie Bildhauer oder Maler wären, hätten Sie sich hier die feinsten Motive auswählen können. Dieser Kerl, der Radegast mit seinem famosen Körperbau kann einen wirklich an Michelangelos badende Landsknechte erinnern; so etwas von Muskeln und Ebenmaß habe ich noch nicht gesehen. Schade um den Kerl. Er ist ein ganz guter Soldat, aber ich trau ihm nicht über den Weg.

Nun sehen Sie diesen Seehund, rief er nach einer Weile; der Kerl schwimmt mit seiner Fahne viel zu weit hinaus, und die leichtsinnige Bande hinterher, als wäre er der leibhaftige Wasserrattenfänger. Die Unteroffiziere ins Wasser! Hornist, blasen Sie die Kompagnie wieder zurück!

Bei dem Signal kehrten die Leute sogleich im Wasser um und kamen, von den Unteroffizieren zusammengeholt, allmählich wieder aufs feste Land, lärmend,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spritzend und fauchend. Die hundert von dem Seewasser und der Anstrengung gerötenten nackten Gestalten stürmten wieder über den gelblich schimmernden Dünensand, rangierten sich in Kompagniefront und kleideten sich auf Kommando an. Es wurde abgezählt, kein Mann fehlte.

Als aber das nächstemal einer von den Kanonieren unter dem kräftigen Wellenschlag schwach geworden war und nur mit Mühe vom Ertrinken hatte gerettet werden können, wurde dem Kanonier Radegast das militärische Bademeisteramt entzogen. Die Grenzlinie, bis zu der die Leute ins Wasser durften, wurde nun von schwimmenden Unteroffizieren bezeichnet, und damit war dem Kanonier Radegast die ganze Freude an diesem Dienst genommen. Er wurde noch stiller und finsterer, aber er that seine Pflicht und ließ sich nichts zu schulden kommen.

Eines Tags, als das scharfe Schießen nach Seezielen begann, wurden wir beide einige Kilometer von der Batterie entfernt auf einen Strandposten geschickt, wo wir als seitliche Beobachter das Schießen verfolgen und unsre Wahrnehmungen durch Signale an Zwischenposten weitergeben sollten. Die Düne, die wir besetzten, lag sehr günstig; wir hatten das ganze Schußfeld in der Bucht bis an den scharf begrenzten Horizont vor Augen, und da die Sonne uns im Rücken stand und die verankerten Scheiben auf der See in ihrer ganzen Größe beleuchtete, so war die Beobachtung der einschlagenden Geschosse nicht schwer. Die gewaltige Wassersäule, die bei jeder in die See einschlagenden Granate haushoch in die Luft stieg, und die bei dem sonnig-blauen Himmel und der eigentümlichen Beleuchtung eine milchweiße Farbe annahm, ließ kaum einen Zweifel entstehn, ob wir einen Kurzschuß, einen Weitschuß oder einen Treffer zu signalisieren hatten. Wir hatten uns so in die Düne eingegraben, daß wir von der See nicht hätten bemerkt werden können. Nach hinten zu waren wir freilich nicht gedeckt; denn in der Dünenfalte lag ein Häuschen, von dem aus wir gesehen werden konnten. Hier mußte allem Anschein nach ein unangenehmer Bursche hausen, denn wir hörten aus dem kleinen offnen Fenster fortwährend eine rohe Männerstimme schimpfen und fluchen, und dazwischen auch die Antworten einer erregten Frauenstimme. Aber wir waren so mit dem interessanten Schauspiel vor uns beschäftigt, daß wir auf die Strandidylle in unserm Rücken nicht achteten.

Nach einer Weile sahen wir rechts von uns ein weinendes junges Weib über die Düne gehn; sie schleppte unter dem linken Arm zwei Ruderstangen hinter sich her und fuhr sich mit der rechten Hand wiederholt über die Augen. Sie war barfuß, hatte den Rock aufgeschürzt und eilte die Düne hinunter nach dem Strand, wo ein Fischerkahn lag. Wir sahen natürlich beide nach diesem jungen Weibe und signalisierten den nächsten Schuß fraglich. Wollte sie die Ruder nur ins Boot bringen, oder wollte sie mit ihm auf die See fahren? Wir warteten eine Weile; da sie aber Miene machte, das Boot ins Wasser zu schieben, so schickte ich Radegast hinunter, er möchte ihr sagen, daß beim Scharfschießen kein Boot vom Strande abfahren dürfe.

Er ging langsam die Düne hinunter, und da glücklicherweise eine Feuerpause eintrat, so konnte ich die beiden Menschenkinder in aller Ruhe beobachten. Ich sah, wie Radegast auf die junge Frau einredete, aber sie gab keine Antwort, nahm die Ruderstangen unter den Arm und stapfte die Düne wieder hinauf, von Radegast gefolgt, der an ihrer geschmeidigen gesunden Gestalt offenbar Gefallen fand. Als er bei mir war, blieb er noch eine Weile stehn und sah ihr nach, bis sie in der Fischerhütte verschwand.

Bald erhob sich dort von neuem dasselbe Fluchen und Schimpfen und ein angstvolles Kreischen. Die Thür flog auf, und das junge Weib stürzte heraus, verfolgt von einem scheinbar betrunknen ältern Manne, der mit einem Tauende auf sie einhieb. Radegast stieß einen Fluch aus, warf seinen Signalrahmen hin, stürzte die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Düne hinunter nach dem Hause zu und stand mit wenigen Sätzen vor dem alten Fischer. Er riß ihm das Tauende aus der Hand, packte ihn an der Brust und schüttelte ihn mit seinen nervigen Fäusten. Aber sogleich änderte sich das Bild. Mit einem lauten Aufschrei sprang das junge Weib auf Radegast zu, hielt ihm die Arme fest und rief weinend: Wat mien Mann dheit, dat geiht di gor nicks an!

Jetzt griff der taumelnde Fischer nach einem Netzpfahl und holte aus, um auf Radegast loszuschlagen. Aber in demselben Augenblicke hatte sich dieser das junge Weib vom Leibe geschüttelt und gab dem Fischer einen Stoß vor die Brust, daß dieser gegen die Wand des Hauses flog und das Fenster in Splitter ging. Aber wieder umklammerte das Weib seine Arme, während sich der Trunkne vergebens aufzurichten suchte.

Da ich einen Ausbruch von Radegasts wilder Natur befürchtete, so wollte ich die Düne hinunter eilen und ihn zurückholen. Aber da hörte ich ihn schon höhnisch auflachen und rufen: Na, denn nich! Denn lat di man von dem Schnapsdüwel dotschlan. Un son Pomuchelskopp, sone Fiernäs, dat is din Mann? Pfui Düwel noch mal, son Luntruß!

Radegast kam wieder herauf, aber mit seiner Beobachtung der einschlagenden Geschosse war es zu Ende. Er ließ die Hütte nicht mehr aus den Augen, und ich merkte, wie es in ihm kochte; aber er sprach nicht über seine Empfindungen. Nur hin und wieder stieß er zwischen den Zähnen hervor: Klabauterkierl infamigter, Stranddistel vertrackte!

Um elf Uhr fiel der letzte Schuß. Die Schießflaggen auf den Haupttraversen der Küstenbatterien verschwanden, und sogleich sank auch die grüne Flagge auf dem Leuchtturm, die den Schiffen schon meilenweit das Signal gegeben hatte, daß die Einfahrt in den Hafen gesperrt sei. Und da sich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Segelschiffen, Dampfern und Fischerschmacks am Horizont gesammelt hatte, die auf das Sinken der grünen Flagge warteten, so entwickelte sich jetzt vor unsern Blicken ein lebhaftes buntes Seebild. Die Dampfer kamen mit mächtigen Rauchwolken herangestampft, die kreuzenden Schoner steuerten in gerader Richtung auf den Hafen los, und die Fischerschmacks setzten ihre rötlich-braunen Segel auf und suchten in dem Kielwasser der großen Schiffe die verlorne Zeit wieder einzuholen. Auch am Strande wurde es lebendig. Die Fischer kamen aus ihren Hütten und stapften mit ihren schweren hohen Stiefeln über den Dünensand, schoben die auf den Strand gezognen Boote ins Wasser, kletterten hinein und ruderten mit langsamen aber wuchtigen Schlägen auf die hohe See oder am Strande entlang nach ihren ausgelegten Netzen.

Auch die Stranddistel erschien vor ihrer Hütte, legte die Hand über die Augen und spähte nach dem Leuchtturm. Sie nahm die an das Haus gelehnten Ruderstangen wieder unter den Arm und stieg die Düne zu uns herauf.

Hei slöppt, sagte sie im Vorübergehn zu Radegast mit einer verächtlichen Bewegung des Kopfes nach der Hütte. Ick wöll zu uns Paster röwerfohrn, hei sull mi helpen von dem bösen Kierl. Ick holl dat nich mehr ut; wenn hei duhn is, is hei as'n Sadrach.

Ich sah mir das junge Weib näher an. Sie war schlank gebaut und elastisch, hatte runde, gebräunte Arme, ein frisches gesundes Gesicht, und in ihren hellblauen Augen blitzte es vor Zorn und Entschiedenheit. Sie hatte sich ein rotes Tuch um den Kopf gebunden, aber ihr Haar, hell wie Dünensand, quoll unter dem Tuche hervor und fiel ihr etwas über die Stirn; und während sie sprach, strich sie es mit ihrer flachen Hand in die Höhe und suchte es wieder unter das rote Kopftuch zu schieben.

Sie ging die Düne hinunter an den Strand nach dem im Sande verankerten Boot, hob den Anker aus dem Sande und warf ihn auf den Boden des Bootes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann legte sie die Ruderstangen unter die Sitzbank und versuchte das schwerfällige Fahrzeug ins Wasser zu schieben. Aber ihre Kräfte schienen nicht zu reichen; sie sah sich nach Hilfe um, und da niemand am Strande war, so versuchte sie es mit aller Kraft noch einmal. Endlich ließ sie ab, kam bis an den Fuß unsrer Düne heran, sah zu uns herauf und rief: Dat Boot sitt bannig drin in Sand. Ick kreeg et allein nich int Water. Soldotke, wölln Se mi nich helpen!

Radegast besann sich eine Weile, dann ging er die Düne hinunter, begleitete das junge Weib und machte das Boot flott. Sie sprach noch eine Weile zu ihm, dann sprang sie ins Boot, ergriff die Ruder und fuhr davon, erst ein Stück gerade aus, dann bog sie links ab, um nach dem Fischerdorf zu gelangen. Radegast sah ihr nach, und sie nickte ihm zu. Endlich kam er wieder langsam die Düne herauf. Wir nahmen die Signalrahmen unter den Arm und gingen auf dem Dünenkamm, von dem wir die Bucht überschauen konnten, zwischen Strandhafer, Weidengestrüpp und Stranddisteln nach unsrer Batterie zurück. Aber auf dem ganzen Wege verfolgte Radegast mit seinen Augen das auf den glitzernden Wellen dahinschaukelnde Boot und den roten im Sonnenlicht schimmernden Fleck des Kopftuchs, bis das kleine Fahrzeug, von Möwen umflattert, hinter dem Molenkopf der Hafeneinfahrt verschwand.

In den nächsten Tagen kam ich nicht mit Radegast zusammen; wir hatten getrennte Kommandos, und in den dienstfreien Stunden war er gewöhnlich verschwunden; aber da er immer seine eignen Wege gegangen war, so fiel das seinen Kameraden nicht auf. Eines Tags wurden wir beide mit andern Kanonieren auf den Dampfer befohlen, der die Artillerieschreiben auf die hohe See zu bringen und zu verankern hatte. Sobald das geschehen war, dampften wir aus dem Schußfelde heraus und mußten warten, bis das Signal kam, die letzte Scheibe an einer mehrere hundert Meter langen Trosse vor den Batterien in einer bestimmten Kurve und in einer befohlnen Entfernung vorbeizuschleppen. Da lagen wir denn nun stundenlang auf der hohen See und hatten, wenn wir seefest waren, Zeit genug zu plaudern und Betrachtungen anzustellen.

Radegast hatte sich hinter der Kombüse auf ein kreisförmig zusammengelegtes Schiffstau gesetzt und starrte vor sich hin. Ich trat an ihn heran, zeigte mit der Hand nach dem Strande und fragte ihn, ob das wohl die Stelle sei, wo wir neulich zusammen auf Signalposten gewesen wären. Er fuhr aus seinen Träumereien fast erschrocken auf und sah mich scheu an, als traute er mir nicht. Ich setzte mich neben ihn und brachte ihn durch allerlei unverfängliche Fragen dahin, daß er mir dieses und jenes erzählte, was zu unserm gemeinsamen Erlebnis in Beziehung zu setzen war. Die Stranddistel hatte es ihm offenbar angethan. Er kannte ihre ganze Geschichte. Ihr Mann, Ede Stürlach, der etwa dreißig Jahre älter war als sie, war kein eigentlicher Fischer, sondern er war zuerst Hafenarbeiter gewesen, hatte dann eine Stellung auf einem Dampfbagger bekommen und fuhr seit einiger Zeit als Kohlenmaat auf einem Frachtdampfer, der zwischen dem Hafen und den dänischen Inseln verkehrte. Die Fahrten dauerten vier Tage, und vier Tage blieb er dann zu Hause. Da er sich auf dem Schiffe nicht betrinken durfte, so holte er das jedesmal zu Hause gründlich nach, sodaß das junge Weib darunter schwer zu leiden hatte.

Radegast ballte die Faust, als er das erzählte. So'n Schubjack infamigter! Sie is gegen den Satan der reine Engel.

Aber warum hat sie denn diesen wüsten Kerl geheiratet? fragte ich.

Und nun berichtete er mir, was er von ihr erfahren hatte, und was sein Schicksal dem ihrigen so nahe rückte. Ihr Vater, ein armer Teufel, hatte sich einst an die Ausplünderung eines Wracks gemacht und war dabei von Stürlach überrascht worden. Dieser drohte dem Alten mit einer Anzeige; aber er würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie unterlassen, wenn er ihm seine Tochter zum Weibe gäbe. Die Hanne opferte sich für den Vater und wurde Stürlachs Frau. Trotzdem hatte er im Rausch das Vergehn des armen Fischers verraten, und dieser hatte sich aus Furcht vor dem Gefängnis am Molenkopf ertränkt.

Radegast erzählte diese Geschichte mit vielen Kunstpausen und zahlreichen Flüchen: Wenn der Kerl nich wär, dann wär alles gut.

Wie so?

Das kann ich nicht sagen, Herr Gefreiter.

Hören Sie mal, Radegast, ich merke aus allem, was Sie sagen, daß Ihnen die Stranddistel nicht gleichgiltig ist. Schlagen Sie sich die aus dem Kopf. So etwas endigt immer mit Unheil.

Er zuckte die Achseln und sagte nach einer Weile: Unheil? Herr Gefreiter, wenn der Kutter doch mal auf die Sandbank soll, da hilft kein Segelreffen.

Aber Radegast vermied es doch, sich in den nächsten Tagen, wo Stürlach von seiner Kopenhagner Fahrt zurückgekehrt war und wieder vier Tage herumlungerte, in der Nähe der Dünenhütte aufzuhalten. Offenbar trug das dazu bei, ihn noch düstrer zu machen. Als ich ihn einmal in der Munitionstraverse traf, wo die Kartuschen an die einzelnen Batterien ausgegeben wurden, machte er beim Vorübergehn Bemerkungen zu mir, aus denen ich sah, daß er bei allen Dienstverrichtungen immer nur an das Häuschen hinter dem Dünenkamm dachte und an das junge, mißhandelte Weib, an ihr und ihres Vaters Schicksal, das dem seinen so verwandt war. Er sah hier eine schändliche Ungerechtigkeit, und je mehr er darüber grübelte, desto klarer wurde es ihm, daß er dieser Grausamkeit ein Ende machen müsse.

Am nächsten Tage stand Radegast Posten in der Nähe des Dünenkamms, um wertvolles Batteriebaumaterial zu bewachen. Nachts fiel dort ein Schuß, und ich erfuhr, daß Radegast einen verdächtigen Menschen angerufen, aber keine Antwort erhalten und sogleich geschossen hätte; der Mensch sei aber in die Kiefernschonung hinter der Düne gerannt und dort verschwunden.

Dieses Nachterlebnis des Kanoniers Radegast trat als Gesprächsstoff bald vor der Aufregung des anstrengenden Batteriedienstes zurück, denn für den letzten Schießtag hatte sich die höchste Generalität angemeldet. Es sollten die neuen Geschütze in ihren Positionen, neue Geschosse und ein neues Schießverfahren geprüft werden; und damit alles tadellos verliefe, waren Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften von früh bis spät in angespannter Thätigkeit, die zuverlässigsten Vorbereitungen zu treffen. Da die aus Latten gezimmerten und auf luftdicht verschlossenen Blechzylindern schwimmenden Hühnerställe, wie die Kanoniere die Scheiben nannten, den schießenden Batterien kein richtiges Bild von einem wirklichen Schiffsziel gaben, so war befohlen worden, daß das Regiment ein altes ausrangiertes Kauffahrteischiff kaufen und wie ein feindliches Kriegsschiff herrichten sollte. Dieses Fahrzeug sollte dann auf die See hinausgeschafft werden und in einer kriegsmäßigen Entfernung von den Strandbatterien unter Feuer genommen werden. Bald kam denn auch eine alte aufgekaufte Bark mit dem Namen „Johanna" an und legte sich an unsern Scheibenbauplatz. Und nun machten wir uns an die Arbeit, dieses Schlachtopfer genau nach der Abbildung eines ausländischen Kriegsschiffs zu streichen, auszurüsten und zu armieren. Aus grauem Segeltuch wurden Panzertürme auf dem Achterdeck errichtet und darunter schwarzgestrichne Rundhölzer als Geschützrohre angebracht, eine Kommandobrücke gebaut, Signalmaste mit Tops errichtet, und an den Seiten an hölzernen Davids nachgemachte Schiffsboote gehängt. Der Kapitän und die Besatzung wurden durch Holzscheiben markiert.

Bei dieser Ausrüstung der Bark zeigte sich Radegast so anstellig und gewandt, und seine Körperkraft leistete so gute Dienste, daß er dem Ausrüstungssergeanten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz unentbehrlich wurde. Als wir beide in einer Ruhepause unten in der Kajüte saßen, sagte er vor sich hinstarrend: Diese Bark is gerade so gebaut wie jener Teufelskasten, die schwedische Bark, die bei uns auf Grund ging. Bloß die Bordwand is hier was höher. Man könnt hier nicht so gleich mit einem Schlag über Bord fliegen.

Ich that, als verstünde ich ihn nicht, streckte mich auf einer Bank aus, legte die Arme unter den Kopf und sah nach der Decke der Kajüte.

Nach einer Weile fuhr er fort, indem er sich die Feldmütze auf den Hinterkopf schob: Johanna heißt diese Bark, die schwedische hieß auch Johanna, und die Sie immer die Stranddistel nennen, die heißt auch Johanna. Übermorgen kommt ihr Scheusal von Mann wieder nach Haus. Er machte eine Pause. Dann sagte er vor sich hin: Daß man einen Menschen tot macht, dazu kommt man, man weiß nich wie. Aber den Lorbaß da hätt ich neulich nachts auf Posten niederknallen können, und keiner hätt mir was thun können. Das durft ich doch, Herr Gefreiter, was?

Wenn Sie ihn dreimal angerufen hatten, und er nicht stand, natürlich.

Also wie ich da nachts auf der Düne steh, und alles vor mir hell is von Mondlicht, da seh ich ihn schon hinten aus den Strandkiefern ankommen. Er war schon mal am Tag bei mir vorbeigegangen, und wie er mich da oben sieht und mich erkennt, da kommt er näher und schreit: Hund, du hast meine Frau versteckt, schreit er. Und wie er im Schilderhaus nachsehen will, da komme ich die Düne runter und ruf dreimal: Halt werda! ruf ich, und da er so ein niederträchtiges Lachen anschlägt und keine Antwort giebt, da leg ich an und schieß. Aber mir zitterte die Hand, und die Kugel ging in die Düne, und da riß er aus.

Also der Stürlach war das?

Ja, den Paster hat er rausgeschmissen, und nu will sie nich mehr bei ihm bleiben. Sie hat es satt. Was soll nu aus ihr werden?

Hm, lassen Sie sie doch zu Ihren Eltern gehn nach Ruschwick, sagte ich.

Ach Gott, Herr Gefreiter, zu Haus, da sitzt auch der Satan. Meine Mutter is im vorigen Jahr gestorben vor Aufregung wegen dem Prozeß von wegen der schwedischen Bark, und meinen ollen Vater, den hat der Strandvogt wieder eingelocht. Ich will nich mehr nach Ruschwick zurück. Ich kann Ihnen sagen, Herr Gefreiter, mir is das ganze Leben zuwider. Aus mir wird ja doch nichts Rechts.

Mensch, reden Sie nicht so unvernünftig. Was wollen Sie? Sie sind bei den Vorgesetzten gut angeschrieben. Bleiben Sie doch Soldat und sehen Sie zu, daß Sie Unteroffizier werden. Da können Sie Ihre Stranddistel dann immer noch heiraten.

Er sah mich erstaunt an. Meinen Sie, Herr Gefreiter, daß ich Unteroffizier werden könnte?

Weshalb nicht? Sie dienen jetzt zwei Jahre, haben sich immer gut geführt, haben das richtige Äußere, sind auch ein gescheiter Kerl, der den ganzen Rummel hier versteht, und dem das alles, wie ich sehe, auch Spaß macht — also setzen Sie sich noch heute den Helm auf, gehn Sie zum Herrn Feldwebel und zum Herrn Hauptmann und sagen Sie ihnen, Sie hätten Lust, beim Militär zu bleiben.

Radegast sah eine Weile vor sich hin, dann sagte er, indem er sich die Stirn rieb: Donnerhagel, wenn das ging, wenn das möglich wär, wenn ich Unteroffizier würd — ja, das werd ich thun, das is ein guter Rat, das werd ich heut gleich machen.

Er sah wieder eine Weile vor sich hin, dann fuhr er fort: Denken Sie sich, Herr Gefreiter, seitdem der Paster bei ihm gewesen ist, will er sie mit nach Kopenhagen nehmen, aber sie will nich, sie will nich mehr bei dem Kerl bleiben.

Nach allem, was Sie mir erzählt haben, Radegast, muß sie sich natürlich von dem Menschen scheiden lassen.

Ja, wenn das so leicht ging mit dem Scheiden. Dazu muß sie Ursach haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Kuckuck auch, das ist doch Grund genug, wenn der Mensch ein notorischer Trunkenbold ist und die Frau beständig malträtiert!

Sie meint, das wär unter uns gewöhnlichen Leuten noch lang keine rechte Ursach — die ließen die Richter nich gelten.

Aber Radegast, weshalb haben Sie sich denn gerade die blonde Stranddistel in den Kopf gesetzt? Weshalb wollen Sie die denn gerade haben?

Er schaute mich fast traurig an. Dann sagte er eintönig: Herr Gefreiter, wenn man so gar keine Menschenseele auf der Welt hat — ach, was soll ich da noch reden. Das is nu mal so, Herr Gefreiter, ich sag mir in meinem Verstand: Die oder keine sonst.

Wir wurden in diesem Augenblick aus der Kajüte auf das Deck gerufen, wo wir die Scheiben für das geplante Schrapnellfeuer aufzustellen hatten.

Um Mittag sah ich Radegast im Helm zum Feldwebel und zum Hauptmann gehn; man hatte seine Bitte entgegengenommen, Bescheid würde er am nächsten Tage erhalten. Aber schon nachmittags erfuhr ich in der Kantine, daß die Unteroffiziere an den Herrn Hauptmann die gehorsame Bitte gerichtet hätten, Radegast nicht als Kapitulanten annehmen zu wollen, weil er bestraft sei und seine als Diebstahl qualifizierte That das Ansehen des Unteroffizierstands schädigen könnte. Der Feldwebel hatte sich dieser gehorsamen Bitte angeschlossen, obgleich er zugeben mußte, daß Radegast ein brauchbarer Soldat sei.

Am nächsten Tage ließ der Hauptmann beim Appell Radegast vortreten; er nahm ihn zur Seite und sagte ihm, er wolle ihn als Anerkennung seiner guten Führung schon nach zwei Jahren entlassen; aber kapitulieren könne er mit ihm nicht. Es gäbe dumme Streiche, die einem das ganze Leben verdürben. Er bedaure das, aber Unteroffizier könne nur werden, wer sich auch im Zivilleben tadellos geführt habe.

Er gab Radegast die Hand und sagte: Sie verstehn, wie ich das meine.

Radegast zuckte nicht mit der Wimper, aber er wurde blaß und sagte etwas heiser: Zu Befehl, Herr Hauptmann.

Da das große Schießen aus allen Küstenbatterien nach der als feindliches Kriegsschiff ausgerüsteten Bark am nächsten Tage frühmorgens unternommen werden sollte, so hatten wir noch einen anstrengenden Dienst. Wir Einjährig-Freiwilligen, die besondre Kommandos hatten, mußten noch spät abends zu unserm Instruktionsoffizier, der uns noch einmal das ziemlich verwickelte indirekte Schießverfahren aus den Mörserbatterien erklären sollte, damit wir auf etwaige Fragen des inspizierenden Generals Antwort geben könnten.

Es war ein prächtiger Abend, als ich am Bollwerk entlang nach dem Fort ging, wo der Offizier sein Quartier hatte. Der Himmel war etwas bewölkt, sodaß der Mond zuweilen einen rötlichen Schimmer annahm, der auf den kleinen hüpfenden Wellen des Hafens in wunderbaren Reflexen hin und her zitterte. Und dazwischen sah man die langgestreckten dunkeln Schatten der vor Anker liegenden Fahrzeuge und ihrer Masten, und hier und da ein langsam dahingleitendes Boot, von dessen Ruderstangen das glitzernde Wasser geräuschlos abträufelte.

Am Bollwerk entlang zog sich an der Stelle, wo unsre armierte Bark lag, Erlengebüsch und Schlehdorn. Als ich, von der Hauptstraße abbiegend, auf dem Fußweg am Wasser weiter ging, sah ich rechts auf dem durch das Erlengebüsch führenden Pfade zwei Gestalten Hand in Hand. Es waren Radegast und seine Geliebte. Er hatte den Kopf gesenkt, und sie drückte die Schürze vor die Augen und schien zu weinen. Aber als sie aufsahen und mich bemerkten, traten sie hinter die Büsche. Ich blieb eine Weile stehn und sah sie auf der andern Seite des Erlenbusches herauskommen und auf unsre Bark zugehn. Sie standen vor der Bark still, und er zeigte nach dem Namen Johanna, den er selbst mit großen weißen Buchstaben an der Bordwand nachgemalt hatte. Er faßte an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kurze Strickleiter, die auf das Deck führte, als habe er die Absicht, hinaufzusteigen. Aber dann kehrten sie in das Gehölz zurück.

Ich mußte eilen, wenn ich nicht zu spät kommen wollte, und ging den nächsten Weg nach dem Fort, wo ich meinen ebenfalls befohlnen Kameraden schon warten fand. Die Instruktionsstunde dauerte ziemlich lange, und da der Offizier ein gemütlicher Ostpreuße war, so hielt er uns nach dem Unterricht noch eine Weile zurück, holte aus dem eisernen Ofen eine Flasche Rum, machte, da er seinen Burschen schon zu Bett geschickt hatte, selbst auf einem Spiritusbrenner kochendes Wasser und braute einen kräftigen ostpreußischen Maitrank. Er ruhte nicht eher, als bis wir die Flasche mit ihm ausgetrunken hatten.

Dann entließ er uns mit den Worten: Um diese Zeit pflegt die Ronde das Gelände abzusuchen. Sollte der Offizier Sie abfassen, dann sagen Sie nur, Sie seien bei mir zur Instruktion gewesen.

Mir that die etwas kräftige Ölung mit Rum wenig an, aber mein Kamerad, ein Sachse, der steifen Grog nur vom Hörensagen kannte, geriet draußen in der frischen Nachtluft doch in merkwürdige Schwingungen, sodaß ich ihn unter den Arm nehmen und ihm gewissermaßen als Strebepfeiler dienen mußte.

An einer Stelle des Wegs, als gerade eine dunkle Wolke vor den Mond zog, blieb er plötzlich stehn, riß die Augen auf und starrte nach dem Bollwerk, wo die alte aufgetakelte Bark lag.

Herre, sagte er stammelnd, ich sehe, weeß Kneppchen, schon Gespenster. Da war mirsch doch gerade, als kletterten e paar da auf unserm feindlichen Kriegsschiff rum und rutschten runter wie in eine Versenkung. Hören Sie, das waren die Gespenster von Ibsen, weeß Gott — mir ist von dem seinem ostpreußischen Maitrank ganz dumm im Kopf geworden.

In demselben Augenblick kam der Rondeoffizier mit einer Patrouille die Straße herunter. Er rief uns heran und fragte, ob wir die Erlaubnis hätten, bis Mitternacht aus dem Quartier zu bleiben. Ich meldete, wobei ich den schwankenden Kameraden festhalten mußte, daß wir so lange bei unserm Instruktionsoffizier gewesen seien. Der Rondeoffizier musterte uns zweifelnd von oben bis unten.

Nette Instruktion das, sagte er schnarrend. Dann befahl er uns, schleunigst ohne weitere Stationen in unser Quartier abzurücken.

Wir marschierten davon, aber an der Ecke des Wegs drehte ich mich noch einmal um und sah nach unsrer Bark, die ruhig, vom Mondlicht beschienen, da lag mit ihren künstlichen Panzertürmen und Kanonen, mit ihrer Kommandobrücke, den Mannschaftsscheiben und mit den Phantasiewimpeln an den Spitzen der Masten.

Am nächsten Morgen waren wir früh in den Strandbatterien. Die Bark war schon durch einen Schleppdampfer auf die hohe See hinausgeführt worden, in einer Entfernung von mehreren Kilometern vom Strande. Und da der Wind ziemlich steif war und so günstig wehte, daß er die Bark parallel der Küste entlang treiben mußte, so hatte sie der Dampfer ihrem Schicksal überlassen. Wir hatten die schwere Mörserbatterie auf dem rechten Flügel besetzt, und da hier ein ganz neues Schießverfahren praktisch erprobt werden sollte, so hoffte man, daß die Bark unbeschädigt aus dem Wirkungsgebiet dieser Batterie kommen und erst von den andern in den Grund gebohrt werden würde.

Aber das neue Verfahren bewährte sich ausgezeichnet. Es wurden von den sechs Mörsern nur Salven abgegeben, und die ungeheuern Geschosse flogen so behaglich in einer Richtung, wie sechs Kraniche, durch die Luft, daß man sie mit bloßem Auge verfolgen konnte. Die erste Salve war zu weit und warf hinter der Bark gewaltige Wassermassen und dichten Gischt in die Höhe, der sich von der Morgensonne bestrahlt in einen weißen Dunst verwandelte, sich mit dem Pulverrauch der platzenden Granaten vermischte und sich in langen Strichen über der See lagerte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und vor diesem Nebelschleier bewegte sich die Bark, hell von der Sonne beschienen, vorwärts in auf- und niederschwebenden Bewegungen.

Auch die zweite Salve der Mörserbatterie ging über das Ziel hinaus; die bald darauffolgende schlug vor der Bark ein. Damit war das Ziel eingegabelt. Die nächste Salve wurde nun mit großer Spannung von dem inspizierenden General und seinem Stabe erwartet. Siebzehn Sekunden dauerte es, ehe die sechs Riesengeschosse am Ziele waren. Endlich schlugen sie ein. Eine mächtige Rauch- und Wasserwolke erhob sich, stürzte herunter wie eine gewaltige Kaskade und hüllte das ganze Schiff bis an die Mastspitzen in einen dichten Nebel ein.

Alle Fernrohre waren darauf gerichtet. Zu kurz! riefen einige der Offiziere. — Treffer! riefen andre, die Bark sinkt, der ganze Bug ist zertrümmert. Das Schiff sinkt rapid, das Deck ist schon unter Wasser. Bravo! ausgezeichnet!

Auch der General am großen Batteriefernrohr geriet in angenehme Aufregung: Wahrhaftig, auch die Kommandobrücke verschwindet. Jetzt kommen die Masten heran. Immer schneller, schneller sinken sie — da, weg sind sie. Was schwimmt denn da noch auf dem Strudel? Sieht beinah aus wie eine Feldmütze. Weg ist sie. Hat gewiß irgend ein liederlicher Kerl auf dem Deck der Bark liegen lassen.

Die Mörserbatterie hat es gut gemacht, sagte er zu unserm Hauptmann. Aber über diese habgierige Fixigkeit bin ich denn doch etwas ägriert. Das entsprach ja absolut nicht unsern Dispositionen. Was machen wir nun mit den andern Batterien? Na also, mein lieber Adjutant, das nächste mal, wenn wir wieder ein Schiff kaufen, fangen wir nicht mit den Mörsern an.

Es mußte eine Feuerpause eintreten, und währenddes wurden von einem andern Dampfer mehrere Schleppscheiben auf die hohe See geschafft, nach denen die übrigen Batterien weiter schossen.

Unser Hauptmann war in guter Stimmung, und aus der war er auch nicht zu bringen, als der Feldwebel ihm so nebenbei meldete, daß der Kanonier Radegast des Nachts ohne Urlaub aus dem Quartier geblieben und auch jetzt noch nicht zurückgekehrt sei. Der Hauptmann war überglücklich, daß das wichtige Schießen so vortrefflich abgelaufen war, und daß ihm der General seine Anerkennung ausgesprochen hatte.

Die Kompagnie hat heute dienstfrei, sagte er zum Feldwebel, und um den Kerl, den Radegast, machen Sie sich weiter keine Sorge, der wird sich schon noch einfinden; aber ich wundre mich doch, das ist wahr. Bestraft muß er natürlich werden, das ist selbstverständlich.

Aber Radegast fand sich nicht mehr ein, er blieb verschwunden. So las man denn nach acht Tagen im Kreisblatt auf der letzten Seite oben links die amtliche Anzeige: Der Kanonier Radegast vom diesseitigen Regiment hat seine Garnison ohne Urlaub verlassen und wird hiermit für fahnenflüchtig erklärt. Die Behörden werden ersucht, besagten Kanonier aufzugreifen und dem diesseitigen Regiment wieder zuzustellen. Dann folgte sein Signalement.

Und unten rechts auf derselben Seite des Kreisblatts stand die Anzeige: Hiermit warne ich jeden, meiner Frau etwas auf meinen Namen zu borgen, weil daß sie mich treulos verlassen hat, und ich für nichts aufkomme. Ede Stürlach. — Sie hatten sich offenbar zusammen davon gemacht.

Einige Jahre später kam ich wieder nach diesem Hafenorte. Wir machten in einer kleinen Gesellschaft eine Wanderung am Strand und zwischen den Dünen und suchten nach den schönblättrigen, blaublühenden Stranddisteln. Hinter der einen Düne lag, von Erlenbüschen und Rüstern eingeschlossen, ein alter kleiner Friedhof. Über der morschen, schief in den Angeln hängenden Staketenthür stand die verwitterte Inschrift: Ruhestätte für Heimatlose. Wir wollten vorübergehn, aber einer unsrer Begleiter, ein ältrer Herr aus dem Orte, sagte uns, wir möchten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm nur folgen, er wolle uns etwas Interessantes zeigen. So traten wir denn durch die Thür auf den kleinen verwilderten Friedhof. Die meisten Grabhügel waren eingefallen und mit Gras und Unkraut dicht überwuchert. Nur an der linken Seite am Rande unter einem dichten Erlenbusch sahen wir einen gut gepflegten, mit Epheu überwachsenen Grabhügel und darauf ein offenbar aus einer Schiffsplanke gefertigtes Kreuz.

Die Unglücklichen, sagte der alte Herr, die unter diesem Epheu liegen, haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Und nun erzählte er die Geschichte von Romeo und Julia am Strande, wie er die beiden nannte, von dem düstern, menschenscheuen Soldaten und dem jungen rotwangigen Weibe. Ich hütete mich, den freundlichen Erzähler zu unterbrechen, und so berichtete er weiter, daß unter den Leuten das Gerücht verbreitet sei, sie hätten zusammen aus Furcht vor der Ronde die Nacht in der Kajüte einer als feindliches Kriegsschiff ausgerüsteten Bark zugebracht und seien frühmorgens schlafend auf die See geschleppt worden und mit dem Schiffe zu Grunde gegangen, als es, bei der Schießübung von den Geschossen der Kameraden zertrümmert, schnell in die Tiefe gesunken sei. Andre meinten, die beiden Unglücklichen hätten sich wohl am Molenkopf in die See gestürzt, denn sie seien nach einiger Zeit, von einem Tau fest umschlungen, an den Strand gespült worden. Die Kanoniere sorgten jedes Jahr für das Grab des Kameraden, und im Volke gehe der Glaube, daß im August, zu der Zeit der Schießübung, die Geister des Kanoniers Radegast und seiner Geliebten um Mitternacht am Strande und zwischen den Dünen Hand in Hand auf und ab schwebten und den einsamen Wandrer beim Mondenschein, wenn der Nachtwind durch die Strandweiden fauche, mit Schrecken und Entsetzen erfüllten. Erst dann, wenn der letzte Kanonendonner der Seeschießübung über die Wogen dahingerollt sei, kehrten die Geister wieder zurück in ihre entlegne Ruhestätte unter dem Grabhügel am Erlenbusch.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ein so rückfälliges Klima wie dieses Jahr, sagte ich, als wir uns die Hände geschüttelt hatten und auf das Gellertdenkmal zugingen, ist mir noch nicht vorgekommen. Immer wieder Trübseligkeit, Regen, Schnee und Schmutz, und kommt die Sonne wirklich einmal durch, so ist es nur, weil dieser infame Ostwind die Wolken auf ein paar Stunden auseinander jagt, und dabei nehmen die Tage bald wieder ab. Diesen Leuten wie Falb sollte das Handwerk gelegt werden; es ist kein Wunder, daß sie die Witterung in Unordnung bringen mit ihrer albernen Prophezeierei.

Na na, Sie scheinen ja schlechter Laune zu sein, antwortete er. Vielleicht haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, mit dem linken Beine —

Ich stehe immer mit dem linken Beine zuerst auf, sagte ich; selbstverständlich, denn auf der rechten Seite habe ich die Wand, und ich kann mich doch nicht herumwälzen und rückwärts aus dem Bett kommen. Das hat aber gar keinen Einfluß auf meine Stimmung, so wenig wie auf die Witterung. Aber ich ärgere mich nicht nur über das Wetter, sondern es hat mir auch andres die Laune verdorben. Man greift nur noch mit Mißmut nach seiner Zeitung, auch ganz abgesehen von den Buren. Dieses klägliche Schwanken und Tappen in unsrer Politik! Aus den Reden unsrer Staatsmänner selbst hören wir es täglich und aus ihrem Handeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG